

ULRICH GROBER

Der leise Atem der Zukunft

*Vom Aufstieg nachhaltiger Werte
in Zeiten der Krise*



 **oekom**

Ulrich Grober

Der leise Atem der Zukunft

Vom Aufstieg nachhaltiger Werte in Zeiten der Krise

ISBN 978-3-86581-807-2

320 Seiten, 13,0 x 20,5 cm, 19,95 Euro

oekom verlag, München 2016

©oekom verlag 2016

www.oekom.de

Kapitel I

Das Kalte-Herz-Syndrom

Anatomie der Gier

~

Als Kind liebte ich Luftballons. Damals waren sie noch etwas Besonderes. Doch in der Woche der Herbstkirmes in unserer kleinen Stadt bekamen wir Kinder in den Geschäften, in denen unsere Mutter einkaufte, ein oder zwei bunte Ballons geschenkt. Das Laub fiel. Der Geruch von Kartoffelfeuern lag in der Luft an den Rändern der Schrebergärten, wo wir spielten. Es dunkelte früh. Im schlauchartigen Flur unserer Vier-Zimmer-Mietswohnung begannen unsere wilden Spiele: Kopfballstafetten, volleyball- oder handballartige Spielzüge von Wand zu Wand. Ich staunte über die zeitlupenhaften Bewegungen der Ballons durch den Raum, über die Elastizität und Zartheit des Materials. Sie verkörperten etwas von der Leichtigkeit des Seins.

Spannend war jedes Mal neu das Aufblasen. Um die besten Flugeigenschaften zu entfalten, muss ein Luftballon möglichst prall mit Atemluft gefüllt sein. Aber gleichzeitig musst du sehr darauf achten, die Hülle nicht zu überdehnen. Jedes Mal, wenn mir ein Ballon platzte, erlebte ich eine Schrecksekunde und war todunglücklich. Zumal ich wusste, dass unser kleiner Bestand rasch aufgebraucht und damit die ohnehin kurze Luftballon-

saison zu Ende sein würde. Ersatz war nämlich nicht in Sicht. »Teilt's euch ein – mehr gibt's nicht.« Noch heute klingt mir diese Mahnung unserer Mutter im Ohr. Beim Austeilen von Obst, Süßigkeiten oder Spielzeug regulierte das Prinzip »Teilen und einteilen« die kindliche Gier, vor der niemand von uns gefeit war. Es war eine genuin *nachhaltige* Faustregel. Ein Denken und Fühlen in den Bahnen »immer mehr!« und »ich und nicht du!« war von Anfang an keine Option. So verlockend und »natürlich« es uns oft auch vorkam.

Mir fielen diese Glücks- und Unglücksmomente der Kindheit wieder ein, als ich von einer Versuchsreihe am Psychologischen Institut der Universität Würzburg hörte. Dort wurde 2014 über das Phänomen der Gier geforscht. Die Probanden, Durchschnittsalter 24 Jahre, wurden zunächst in einer Befragung auf ihre Nähe zu Verhaltensmustern von »Gier« getestet. Danach bekamen sie die Aufgabe, am Computerbildschirm durch einzelne Mausklicks einen Luftballon so prall wie möglich aufzublasen. Der virtuelle Ballon stellte einen Wert von 1 000 Euro dar. Durch das Aufblasen auf die maximale Größe würde er seinen Wert verdoppeln und dem erfolgreichsten Versuchsteilnehmer ganz real einen Bonus von maximal 100 Euro bescheren. So weit wie möglich aufblasen, aber nicht platzen lassen – so war die Vorgabe. Natürlich wusste niemand, beim wievielen Mausklick der Ballon platzen und damit wertlos würde. Wie würden die Probanden agieren und reagieren?

Das Versuchsergebnis kurz zusammengefasst: Es hat sich gezeigt, dass das Verhaltensmerkmal »Gier« zum einen mit einer hohen Risikobereitschaft korreliert, zum anderen mit einer geringen Lernfähigkeit. Gierige Individuen lernen nicht aus ihren Fehlern. Stimuliert von Erfolgsgeschichten aus ihrer Umgebung, die erzählen, wie Gier sich auszahlt, »sich rechnet«, machen sie einfach weiter. Und – besonders beunruhigend – es berührt ihren Gefühlshaushalt gar nicht, wenn ihr Ballon platzt. Im Mo-

ment des Erfolgs oder des Scheiterns zeigen sie nahezu die gleichen Hirnaktivitäten.

~

»Die Erde hat genug für jedermanns Bedürfnisse, aber nicht für jedermanns Gier.« Seit dem Aufstieg des Turbokapitalismus, erst recht seit dem Bankenkollaps von 2008 flimmert dieser Satz Mahatma Gandhis über unzählige Webseiten. »Gier«, genauer gesagt: Habgier, ist ein scheinbar einfaches Phänomen. Seine Essenz: immer mehr haben wollen, unbedingt und maßlos: materielle Güter, Geld, Macht, Sex und Ansehen. All das gilt es exklusiv für sich selbst, also ohne Rücksicht auf andere – ja bewusst auf Kosten anderer –, zu haben und zu nutzen. Auf dem Weg dahin das volle Risiko in Kauf nehmen: alles oder nichts. Das ist der Kern. Als eine unter vielen seelischen Grundkräften war und ist die Gier in allen Kulturen der Welt verbreitet. Doch stets war sie gesellschaftlich eingehetzt. Sie wurde dosiert und gemäßigt, geächtet, verspottet, bekämpft und nach Möglichkeit unter Kontrolle ge-

»Die Erde hat genug für
jedermanns Bedürfnisse,
aber nicht für
jedermanns Gier.«
MAHATMA GANDHI

halten. Gierig sein, das gehörte sich nicht. Es galt als eine Abweichung vom normalen Verhalten. Erst der Kapitalismus machte die Gier schrittweise gesellschaftsfähig. Im 21. Jahrhundert hat sich diese Dynamik beschleunigt und ausgeweitet. Geiz ist geil. Selbstsucht ist geil. Gier wird epidemisch, und das hat weitreichende Folgen. Sie führen uns, wenn es nicht gelingt, sie wieder einzudämmen, in den Kollaps. Denn wir haben in vielen Bereichen die planetarischen Grenzen des Verbrauchs an Ressourcen erreicht, teilweise bereits überschritten. Das »Immer mehr!« führt zum Absturz ins Nichts. Wir alle wissen oder ahnen es. Warum gelingt es trotzdem noch immer nicht, die Gier zu bändigen? Welche starken seelischen Triebkräfte sind mit im Spiel?

Um die Anatomie – und Pathologie – der Gier zu verste-

hen, scheint mir eine Zeitreise angebracht. Sie führt von den Tälern des Schwarzwalds zur Zeit der Romantik bis in die Straßen schluchten des heutigen Manhattan. Als Reiseführer für die erste Etappe dient ein Märchen: Wilhelm Hauffs *Das kalte Herz*.

»Gut, Michel; gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh könnet Ihr aus dem Gehäuse nehmen!« In der Erzählung besiegen Peters Worte einen Tausch, ein Geschäft. Die »Transaktion«,

Das »Immer mehr!« führt zum Absturz ins Nichts.

wie man im Jargon der modernen Finanzmärkte sagen würde, hat es in sich. Der bitterarme, junge und naive Schwarzwälder

Köhlerbursche Peter Munk will sich ein für alle Mal aus dem Elend erlösen. Also verkauft er das unruhig pochende Herz in seiner Brust und tauscht es gegen einen Klumpen kühlen Marmelstein. Der Investor heißt Holländer-Michel, ist ein Waldgeist und agiert in Gestalt eines vierströtzigen Flößers und unter der Maske eines »Entrepreneurs«, wie man schon damals in den Gegenden längs der französischen Grenze sagte. Er packt Peter an seiner empfindlichsten Stelle, den erlittenen *Kräunkungen der Ehre*, also bei seinem Narzissmus, dem Geltungsdrang, dem unstillbaren Bedürfnis, etwas zu gelten und immer mehr zu gelten. Für den Deal bezahlt er viel Geld. Den Rat, es zinsbringend zu investieren, also als Kapital anzulegen, gibt er seinem Kunden – und Opfer – gratis dazu. So nimmt das Grauen seinen Lauf. Eine unheimliche Abwärtsspirale setzt sich in Gang und gerät außer Kontrolle.

Doch Gott sei Dank hat der Holländer-Michel einen ebenbürtigen Gegenspieler. Das Glasmännlein, der *Schatzhauser im grünen Tannenbühl*, verkörpert den guten Geist des Waldes. Er steht sowohl für die überkommene Wertschöpfungskette von Holz, Quarz und Glas als auch für die tradierten Maßstäbe von Sitte und Anstand in dem Leben und der Arbeit der Waldbewohner. Sie waren seit jeher gewohnt, sich mit ihrer Hände Arbeit maßvoll von den Gaben der Natur zu ernähren.

Nur ein harmloses Märchen aus uralten Zeiten? 1826 ist es erschienen, also in der Übergangszeit zwischen Romantik und Biedermeier. Es war zugleich die Epoche, als die Dynamik der frühkapitalistischen Entwicklung mit ziemlicher Verspätung auch die deutschen Territorien erreichte.

Um an dieser Stelle noch eine Kindheitserinnerung einzublenden: Für mich war *Das kalte Herz* eine Art Initiation in die Welt der Dichtung, die bis heute nachhält. Wenn ich wieder darin blättere, sehe ich mich auf den Knien meines Vaters sitzen und atemlos zuhören, als er es mir und meinem Bruder vorlas. Zusammen mit den anderen schaurigen Geschichten aus Hauffs *Wirtshaus im Spessart*. Wir hockten eng aneinandergekuschelt auf der Couch im Wohnzimmer, im zweiten Stock eines 1950er-Jahre-Neubaus in einer westfälischen Kleinstadt. Im Hintergrund glühte und knisterte es im Kohleofen, und wir fieberten mit dem Kohlenmunk-Peter, als er den Einbruch des Fantastischen in seine armselige Existenz herbeisehnte und herausforderte. Die Vorstellung, drei Wünsche frei zu haben, beflügelte kindliche Fantasien, auch Allmachtfantasien, weckte das Begehrten. Die Idee, ein »Sonntagskind« zu sein, also etwas Besonderes, von einem geheimnisvollen Schicksal auserwählt, war ebenfalls ein Faszinosum.

Doch die Angst vor der Erkaltung und Erstarrung der eigenen Gefühlswelt entfaltete beim Fortgang der Handlung ein machtvolles Abschreckungspotenzial. Damals spürte ich zum ersten Mal etwas vom Wesen jeder großen Dichtung: Sobald du dich in sie versenkst, betrittst du einen Schonraum, in dem nur eine Regel gilt: Nichts ist unmöglich.

Die Angst vor der Erkaltung und Erstarrung der eigenen Gefühlswelt

Die häuslichen Vorleseabende muss ich erlebt haben, kurz bevor ich lesen lernte. Das war Mitte der 1950er-Jahre, in den Anfängen der Wirtschaftswunderzeit. Heute, im längst angebrochenen 21. Jahrhundert, ist *Das kalte Herz* noch immer sehr

präsent. In Baden-Württemberg gehört es quer durch die Generationen zum Kanon. Es hat seinen Platz in Schulen, auf Heimatbühnen, in einem ihm eigens gewidmeten Museum. Fest verankert im kulturellen Gedächtnis des »Ländle«, stiftet es regionale Identität. Aber nicht nur dort. Wer in der DDR sozialisiert wurde, kennt die Geschichte genauso gut. Wenn nicht aus dem Lesebuch, dann aus dem DEFA-Farbfilm von 1950, der das Märchen als sozialistischen Heimatfilm inszenierte. Diese Fassung steht in einer langen Kette von Verfilmungen. Die jüngste kommt im Herbst 2016 in die Kinos. Es scheint, die Erzählung führt wiederum mitten ins Zentrum einer brandaktuellen Problematik: Was macht das Geld aus den Menschen? Kann uns die kleine Parabel einen Schlüssel zur Pathologie der Moderne liefern?

~

»Wer durch Schwaben reist, der sollte nie vergessen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuschauen.« Mit dieser Empfehlung beginnt der junge Dichter – Hauff war gerade 25 Jahre alt – seine Geschichte. Folgen wir seinem Rat. Eine Wanderung in das Quellgebiet von Enz, Nagold und Murg führt, wenn man bei einem Märchen so sagen darf, zu den Originalschauplätzen.

Ein Tag Anfang Juni, elf Uhr, 22 Grad Celsius, sonnig, leichte Brise. Ein steiler Anstieg aus dem Tal der Enz bringt uns aus dem Kurortmilieu von Bad Wildbad auf den Sommerberg. Gut 300 Meter Höhenunterschied. Der Schwarzwald-Mittelweg, der von Pforzheim nach Waldshut den Schwarzwald in Nord-Süd-Richtung durchquert, macht auf seiner zweiten Etappe an dieser Stelle einen leichten Bogen nach Südwesten. Ein erster Blick über die Landschaft: Die Höhen sind dicht bewaldet. Hier stockt Nadelwald, mit wenigen Laubwaldbeständen gemischt, bis hinüber zum Nagoldtal. Schattierungen von Grün, darüber

Himmelsbläue und das Weiß ziehender Wolken – Sommerseeligkeit. Der Nordschwarzwald, sagt Herbert, mein Wanderkumpan, der im nahen Calw zu Hause ist und hier jeden Weg und Steg kennt, ist eigentlich kein Bergland, sondern eine Hochfläche, die von mehreren Flusstälern eingekerbt ist. Wir kreuzen einen Weg, der auf der Wanderkarte als »Kohlweg« eingezeichnet ist. Ein erster Hinweis auf die Zeit, als in den Wäldern ringsum Meiler qualmten und hoch beladene Gespanne die Holzkohle zu den Glashütten und Schmieden in den Tälern transportierten. Hinter Kaltenbronn, einer kleinen Ansiedlung, die aus einer Försterei entstanden ist, erreicht unser Weg die 1000-Meter-Zone. Auf dem Plateau des Hohlloh erstreckt sich eine einsame Hochmoorlandschaft. Mittendrin ein See. In Ufernähe treibt Schwingrasen, bedeckt mit Wollgras und Torfmoos. Baumleichnamen liegen im Wasser oder stehen aufrecht am Ufer. Eiszeitliche Relikte treffen auf eine sich verjüngende Natur. Rosmarinheide und junge Birken wachsen nach und bilden die Vorhut für den Wald von morgen. Die Orkane der 1990er-Jahre hatten hier oben ausgedehnte Fichtenbestände umgeworfen. Die Vorherrschaft der menschengemachten Monokultur geht nach 200 Jahren im Klimawandel unwiderruflich zu Ende. Jenseits des Moores ragt der Hohlloh-Turm empor. Mit dem 360-Grad-Rundumblick ist er der perfekte Ausguck, um in den inneren Nordschwarzwald hineinzuschauen.

Abendlicht beleuchtet das Waldmeer ringsum, als wir die Aussichtsplattform des Turmes erklimmen. In einer tiefen Staffelung von Farbtönen tritt die räumliche Anordnung von Höhenzügen, Kuppen und Abhängen hervor. Das zarte Grün des Jungwuchses am Fuß des Turmes verwandelt sich in die Schwärze der umgebenden Nadelwälder, fließt über in die bläulichen Schleier der Ferne und weicht über dem Horizont den Abstufungen der Himmelsbläue, die sich mit den Pastelltönen der Abendröte verbinden. Nach Nordwesten öffnet sich das

Murgtal mit seinen Dörfern und »Städtle« zur Rheinebene. Das Gebiet von Hornisgrinde und Mummelsee, dem höchsten Berg und dem mystischen Gewässer des Nordschwarzwalds, kommt ins Blickfeld. Nach Südwesten schweift der Blick über eine geschlossene Waldfläche ins obere Murgtal. Östlich davon schließen sich die Enzhöhen an, dicht dahinter das Quellgebiet der Nagold. »O Täler weit, o Höhen!« Vor uns liegt das Reich von Holländer-Michel und Glasmännlein.

Mein Blickfang ist eine solitäre Tanne. Am Steilhang des Plateaus überragt sie die gezackte Silhouette der Fichtenbestände. Da ist sie, die ursprüngliche Königin des Schwarzwaldes. Unter-

*Die Tanne: eine Aura von
Vornehmheit und Adel*

wegs hatten wir immer wieder stattliche Exemplare stehen sehen, vereinzelt oder in Grüppchen, manchmal ziemlich zerzaust.

Der ehemals flächendeckende Weißtannenwald ist unter dem Druck der Kahlschlagswirtschaft und des Wildverbisses schon lange von der schneller hiebreifen »Rottanne«, der Fichte, in kleine Nischen abgedrängt worden. Und trotzdem wirkt ihr Anblick jedes Mal erhebend. Ist es ihre Körpersprache? Die hohe Gestalt? Der kerzengerade Wuchs des Schaftes mit den Ästen, die sich weit ausladend nach oben öffnen? Ist es die Art, wie sie ihre »Tännle«, ihren Nachwuchs, beschirmt? Oder die Krone, die sich wie ein Vogelnest wölbt, statt wie bei der Fichte schlank und spitz in die Luft zu stechen? Liegt es am Stamm, der sich silbrig grau von der rötlich braunen Rinde benachbarter Fichten abhebt? Sind es die Tannennadeln, die an der Unterseite hell schimmern? Oder die Tannenzapfen, die aufrecht stehend ihren Samen ausstreuen, während die Fichte die Zapfen herabhängen lässt und schließlich abwirft? Die Tanne, so kommt es mir während dieser Wandertage im Nordschwarzwald vor, hat eine Aura von Vornehmheit – von Adel. Alte Forstleute sind überzeugt, die Zeit des Buchen-Weißtannen-Waldes komme wieder. Er könne sich besser als die künstliche Fichten-

monokultur dem Klimawandel anpassen. Die Tanne sei halt »resilienter«.

In der Abenddämmerung laufen wir noch ein Stück weiter nach Süden. Der Weitwanderweg folgt hier der Wasserscheide zwischen Murg und Enz. Zeitweilig verengt er sich zu einem schmalen Pfad, schlängelt sich steinig und durchwurzelt an Fichtenjungwuchs und Heidelbeergestrüpp entlang. Am »Toten Mann«, einer Schutzhütte für Wanderer, benannt nach einem aufgelassenen Bergwerksstollen im Gelände, mündet der Pfad wieder auf eine Forststraße. Im Wipfel einer bestimmt 30 Meter hohen Tanne hängt der Silbermond. Zeit zum Biwak.

~

Am Abend vorher hatte ich mit Herbert im Schauspielhaus Stuttgart *Das kalte Herz* auf der Bühne gesehen. Großes Drama, von Regiestar Armin Petras als eine Art Schocktherapie inszeniert. Auf der Bühne rollt ein wüstes Spiel mit Versatzstücken der Erzählung ab: Peter ist ein tumber Narr, Lisbeth käuflich, das Glasmännlein eine Tänzerin im grünen Trikot. Mal entzündet es Wunderkerzen. Mal toben in seinem Gefolge zottelige Waldmenschen in Kostümen der schwäbisch-alemannischen Fastnacht über die Bühne. Holländer-Michel gibt im schwarzen Mantel, mit Melone und Sonnenbrille eine Kreuzung aus Börsenhai, Drogenboss und Zuhälter. Auf der Mundharmonika intoniert er *Spiel mir das Lied vom Tod*. Mobiliar wird zerdeppert, Geld verbrannt. Eine Kuckucksuhr entpuppt sich als Sarg. Auf dem Bühnenvideo rennt das Ensemble wie auf der Flucht durch einen finsternen Tann, karrt ein Truck Langholz über einen Forstweg. Eine 30-köpfige Original-Volkstanzgruppe des Schwäbischen Albvereins verkörpert in schwarz-weiß-roter Tracht die Dorfgemeinschaft. Um nicht zu sagen: die Volksgemeinschaft. Die Tänzer kommen aus Balingen und Umgebung.

Klingt nach tiefster Provinz, ist es aber nicht. Größter Arbeit-

geber der Gegend ist Heckler & Koch in Oberndorf am Neckar. Die »Königlich Württembergische Gewehrfabrik« aus Hauffs Zeiten mutierte zum *global player* auf dem boomenden Markt für High-Tech-Schnellfeuerwaffen. Zu den Rundtänzen holt man sich Leute aus dem Publikum auf die Bühne. Am Schluss feiert ein Männer schwerttanz, eher Kampfkunst als Volkstanz, Peters Rückkehr zu den Wurzeln und seine endgültige Inklusion in die – wehrhafte – Gemeinschaft. Geschäftsmäßig hatte zuvor Holländer-Michel seinen Deal mit Peter abgewickelt. »Du entgehst mir nicht.« Gierig tastet und schleckt er an dem bluttriefenden Herzen, als er es vorübergehend in seinen Besitz gebracht hat. Doch im krassen Gegensatz zu dem alten Märchen ist er es, der am Schluss triumphiert. Es ist eine kaputte Welt. Zombies, Untote, überall. Auf der Bühne und vor der Bühne, im Zuschauerraum. Keine Hoffnung, nirgendwo. Eine andere Welt ist unmöglich.

Lang anhaltender Beifall. Schauspieler und Regisseur verneigen sich. Wir treten hinaus in die laue Frühsommernacht, durchqueren den Park. Unser Weg führt durch das alte Herz von Stuttgart. Ausgewählte Gebäude sind angestrahlt: der barocke Flügelbau der Residenz, jenseits das alte Schloss, die Burg, gegenüber das Ensemble des Schillerplatzes, der Renaissancebau der Alten Kanzlei, Sitz der großherzoglichen Kammer, der Fruchtkasten, die früheren Kornspeicher, die spätgotische Stiftskirche und das Schiller-Denkmal. Die Illuminierung verfremdet das Stadtbild. Das alte Stuttgart beginnt zu leuchten. Die Bauten, Bauformen und Fassaden der Zeit um 1800 treten hervor und erwachen zum Leben. Unser nächtlicher Gang versetzt uns in die Epoche der Großherzöge, der bürgerlichen Oligarchie, der allmächtigen Holländer-Holz-Compagnien. Dem Geld aus den Kahlschlägen im Schwarzwald verdankt Stuttgart viel von seinem Glanz. Unweit von hier liegt Hauff begraben.